

Erlebt und erinnert -

Stefan Zweig und Die Welt von Gestern

»Das neunzehnte Jahrhundert war verzweifelt, weil es nicht mehr an Gott glauben konnte. Unser Jahrhundert, weil es nicht mehr an den Menschen glauben kann.« Dieses Wort seines Freundes Roger Martin du Gard, meine sehr verehrten Damen und Herren, zitierte der neun- undfünfzigjährige Stefan Zweig im Januar 1940 in einem Brief an Joseph Roth - zu der Zeit, als er, wie er bekannte, aus Verzweiflung die Geschichte seines Lebens aufzeichnete, weil »nie eine Generation so gepeinigt worden ist wie die unsere. Sagen wir es der nächsten zur Warnung.« Ein Kulminationspunkt war erreicht - die innere Verpflichtung, nicht nur flüchtige Augenblicke zu bündeln, sondern das Panorama des Zeitgeschehens für sich selbst und für andere zu verdeutlichen, war ihm bewußt geworden. Schriftsteller, Philosophen und andere haben es von jeher so gehalten. Je nach Temperament und Schreibansatz nannten sie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ihre Memoiren dann entweder, das Selbsteinbezogensein betonend, wie beispielsweise Alma Mahler-Werfel ›Mein Leben‹, wie Arthur Rubinstein ›Mein glückliches Leben‹ oder, die Lust an der provokativen Auseinandersetzung mit den Zeitgenossen auslotend, wie Ludwig Marcuse ›Mein zwanzigstes Jahrhundert. Auf dem Wege zu einer Autobiographie‹. Stefan Zweig dagegen wählte für seinen Rückblick, die eigene Person zugunsten seiner Generation eher zurücknehmend, den Titel ›Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers‹. Das hinderte ihn zwar nicht, in seinen Briefen während der Arbeit daran immer wieder von seiner Selbstdarstellung oder auch seiner Autobiographie zu schreiben, obwohl er Persönliches, gelegentlich auch Episoden, nur insoweit einbezog, als es im öffentlichen Rahmen seines Lebens und Erlebens lag, Privates aber, etwa seine beiden Ehen oder Freundschaften zu nicht allgemein bekannten Menschen, merkwürdigerweise jedoch auch die zu Joseph Roth, unerwähnt ließ. Dabei hatte er bereits als Fünfundvierzigjähriger, 1926, an eine Selbstdarstellung im eigentlichen Sinne gedacht. Ihn leitete dabei folgende Überlegung: »Mir ist Psychologie [...] heute eigentlich die Passion meines Lebens. Und ich möchte einmal, wenn ich weit genug bin, sie am schwersten Objekt üben, an mir selbst. Auch die Selbstbiographie der nachfreudischen Zeit darf« - wie die Werke eines Proust, Lawrence oder Joyce - »klarer und kühner sein als die der früheren.« Sigmund Freuds Antwort auf diese These in Zweigs an ihn gerichteten Brief ist nicht erhalten. Wir wissen also nicht, ob er ihm abgeraten hat oder ob Zweig seinerzeit allein davon abgekommen ist; jedenfalls hat er dieses Prinzip des Bio-graphischen lediglich auf andere, meist historische Persönlichkeiten angewandt; zunächst in drei Essaybänden: 1920 ›Drei Meister‹ (Balzac,

Dickens, Dostojewski) und 1925 ›Der Kampf mit dem Dämon‹ (Hölderlin, Kleist, Nietzsche), denen 1927 ›Drei Dichter ihres Lebens‹ (Casanova, Stendhal, Tolstoi) folgte. Es wird dann 1929 deutlich im Untertitel seines ›Joseph Fouché: »Bildnis eines politischen Menschen« und 1931 seiner ›Marie Antoinette: »Bildnis eines mittleren Charakters«.

Prononciert findet es sich vor allem 1931 in ›Die Heilung durch den Geist‹, drei Versuche, die dem Arzt Franz Anton Mesmer, der Religionsstifterin Mary Baker-Eddy und Sigmund Freud gelten. Dem Mediziner, der auf den Gesundheitswillen im Menschen setzt, der Gründerin der ›Christian Science‹, deren Glaubenslehre dem Menschen die Furcht vor seiner Krankheit nehmen möchte, und dem Nervenarzt, der die Möglichkeit findet, die Seele des Patienten zu analysieren, um das Unbewußte als möglichen Kern einer Krankheit aufzudecken. Andere auf diese Weise darzustellen, ihre Sichtweise und Selbsteinschätzung einem literarisch und kulturell interessierten Publikum zu übermitteln, hat Stefan Zweig als einer der meistgelesenen, meistübersetzten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit unternommen - er konnte er sich jedoch letztendlich nicht entschließen, diese Möglichkeiten und Techniken in gleicher Weise auf seinen eigenen Lebensbericht anzuwenden. Vor allem die politische Entwicklung in Europa seit dem Ersten Weltkrieg hatte sein Verständnis dafür, Zeugnis von der miterlebten Zeit abzulegen, entscheidend geprägt. Es war ihm wichtig, wie er seinem ersten Biographen Richard Specht 1926 erklärte, »daß zum Ausdruck kommt wie ich, ausgehend vom Wienerischen, in das Europäische hinüberzielte«. Dies bestimmte deutlicher seinen Blick zurück auf ›Die Welt von Gestern‹. Denn in Wien »ist immer wieder der alte Traum eines geeinten Europas geträumt worden; ein übernationales Reich, ›ein heiliges römisches Reich‹ schwebte den Habsburgern vor - und nicht etwa eine Weltherrschaft des Germanentums«, wie es dann das Dritte Reich anstrebte. Der ständige Zustrom von Menschen der Nachbarregionen mit ihren Sprachen und Eigenheiten hat zu allen Zeiten Wien zu einem Nährboden für intensive Kommunikation, für eine gemeinsame europäische Kultur gemacht. In dieser polyglotten, den Künsten wie den Wissenschaften gleichermaßen aufgeschlossenen Stadt ist Stefan Zweig aufgewachsen; mit diesem Bewußtsein ist er nicht müde geworden, seine von jung an geübte »Verständigung zwischen den Völkern, den Meinungen, den Kulturen, den Nationen« zu fördern - das geistige Erbe eines Erasmus von Rotterdam. Nur so konnte nach seinem Verständnis, wenn überhaupt, ein Europa des Geistes entstehen. Für ihn ein Leben lang ein aufs innigste zu wünschendes Ziel, Europa als »die eigentliche Heimat, die mein Herz sich erwählt«. Das vermittelte er seinen unterschiedlichsten Freunden und seinen meist lebenslangen Korrespondenzpartnern immer aufs neue - unter ihnen waren Sigmund Freud, Maxim Gorki, James Joyce, Thomas Mann, Frans Masereel,

Walther Rathenau, Arturo Toscanini, Romain Rolland; viele von ihnen waren wiederholt in seinem Haus auf dem Kapuzinerberg in Salzburg zu Gast, wie er in seiner ›Welt von Gestern‹ berichtet - zu Gast in der ›Villa Europa‹, wie einer von ihnen, Jules Romains, das Haus genannt hat.

Stefan Zweig suchte vor allem in der Verbindung mit Frankreich, die Grundlagen für ein Europa des Geistes mitzuschaffen. Schon als Student hatte er sich als Mittler französischer Literatur in Deutschland bewährt, etwa mit der Übersetzung von Gedichten Paul Verlaines und später mit der Förderung der Werke des Belgiers Emile Verhaeren und des Franzosen Romain Rolland. Als er zu Beginn des Ersten Weltkriegs dennoch glaubte, sich für die Dauer der feindlichen Auseinandersetzungen von den Freunden im Fremdland, wie es ihm jetzt plötzlich erschien, zurückziehen zu müssen und dies auch öffentlich bekundete, ermahnte ihn Rolland beispielgebend: »Ich bin unserem Europa treuer als Sie, lieber Stefan Zweig, und ich verleugne keinen meiner Freunde.« Dies verstand er sehr genau und erwiderte: »Gegen Frankreich ist nur die Waffe, nicht das Herz: es ist immer noch der deutsche Traum, ein Bündnis mit Frankreich zu haben, ihm Freund zu sein. [...] Und ich glaube, daß in den geistigen Dingen, die wir meinen, die Verständigung immer zwischen Frankreich und Deutschland am ehesten möglich ist. Wir sind doch das Herz Europas, Frankreich und Deutschland, und es muß einmal geschehen, daß diese beiden Länder sich verstehen!« Stefan Zweigs Hoffnung des Jahres 1914 sollte ihn auf Dauer gesehen nicht trügen. Jedoch es sollte, wie schon Novalis es 1799 in seinem großen Essay ›Die Christen-heit oder Europa‹ vorausgesehen hatte, »so lange Blut über Europa strömen bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt«. Entsprechend forderte der Erste Weltkrieg seinen Tribut. Als es danach darum ging, die gegen-seitige Entfremdung durch ein allmähliches Sich-wieder-Annähern der Völker zu überwinden, gingen schon bald Initiativen von Frankreich aus, das vor allem den Kontakt zu dem von Deutschland politisch nun unabhängig gewordenen Österreich suchte und ihm Wege zur Versöhnung aufzeigte. Im Januar 1922 lud die französische Regierung Wiener Intellektuelle, Schriftsteller und Wissenschaftler nach Paris zur Feier von Molières 300. Geburtstag ein - unter anderem sollte Stefan Zweig dabei sein Land offiziell vertreten - das lehnte er ab: er wollte, wie er es sah, nicht ins politische Lager gezogen werden. Als er aber im darauffolgenden März als Ehrenmitglied zur Gründungsfeier des Cercle littéraire, des späteren französischen PEN-Clubs nach Paris eingeladen wurde, sagte er in der Überzeugung zu, auf diese Weise der geistigen Einigung Europas dienen zu können. Diesen Weg beschritt er

kontinuierlich weiter. Sieben Jahre später, im März 1929, sprach er zum Beispiel in Brüssel, Utrecht und Den Haag über ›Die europäische Idee in der Literatur‹; im Mai 1932 setzte er diese Aktivität mit einem Vortrag über den »europäischen Gedanken in seiner historischen Entwicklung« fort. Dennoch wußte er auch vierzehn Jahre nach dem Ende des Krieges: »Nein, es wird nicht morgen sein, das geeinte Europa, vielleicht werden wir noch Jahre und Jahrzehnte warten müssen, vielleicht wird unsere Generation es überhaupt nicht mehr erleben.« Aber er war sich sicher, daß »eine wahrhafte Überzeugung [...] nicht der Bestätigung durch die Wirklichkeit« bedürfe, um sich als »richtig und wahr zu erweisen«.

Als Österreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und Pazifist hat Stefan Zweig - 1881 in Wien »warmblütig« geboren, wie es in einem frühen Curriculum vitae heißt - die letzten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und die ersten vier dieses jetzt zu Ende gehenden gesehen, erfahren und erlitten. Mit der ihm eigenen Dezens hat er sie in seinen Erinnerungen eines Europäers nach eigener Einschätzung »ohne Übertreibungen, Phrasen und Selbstbespiegelungen [...] dabei mit viel Farbe« nacherzählt. Und seine Leser bestätigen bis heute gerne, daß er es in bester Tradition besonders englischsprachiger Biographik geleistet hat, indem er die Einheit von Farbigkeit, Lebendigkeit und Informationsfülle kontinuierlich beachtete. Nun ist aber niedergeschriebene Erinnerung, im musikalischen Sinn gesprochen, immer frei paraphrasiert, d.h. ausschmückend bearbeitet; naturgemäß fehlt ihr die Unmittelbarkeit; vergleicht man solche Aufzeichnung mit den Dokumenten der erinnert wiedergegebenen Zeit, erkennt man, wie sehr ihr an vielen Stellen der Originalton fehlt; dichterische Begabung verändert, ergänzt, verschlankt dabei die Einzelheiten. Das Erlebte erhält im Erinnern einen anderen Akzent. Wir dürfen davon ausgehen, daß sich Stefan Zweig durchaus bewußt war. Die Vorstellung, die eigene Gegenwart in einem Roman zu gestalten, war ihm daher durchaus nicht fremd. Im November 1927 schilderte er in einem Brief an Romain Rolland z.B. seinen »erstaunlichen Eindruck von Deutschland: gewaltige Kraft, unerhörter Reichtum: [...] Da beginnt man sich für dieses Phänomen zu interessieren, neugierig auf ein besiegtes Volk. Und als erstes entdeckt man, daß sie arbeiten, nicht wie Sträflinge, sondern wie Verrückte. [...] Und das zweite Phänomen, das diesen Reichtum erklärt: die miserable Bezahlung der Angestellten. [...] Es ist eine Art Wahnsinn, und wir fürchten alle, daß dies schwere Übelstände heraufbeschwören wird. [...] Nie wurde ein Volk nach einer Revolution derart betrogen, die Industriellen haben heute mehr Gewalt als früher Wilhelm II. [...] Und was, wenn in einigen Jahren diese Kraft Deutschlands offensichtlich wird!! Hoffen wir, daß die Allianz mit Frankreich wirklich zustande kommt. [...] Wir leben in

einer Übergangszeit wie vielleicht keine andere Epoche; wahrhaftig, wenn man das alles nicht in einem Roman darzustellen vermag (und ich habe nicht die Kraft, so riesige Probleme zu umfassen), sollte man doch tägliche Aufzeichnungen machen. Man müßte wenigstens das Einzelne dokumentieren. Unsere Literatur ist weit entfernt, all diese Erscheinungen festhalten zu können, obschon das internationale Niveau im Roman nie so hoch war. [...] Wie interessant das Leben ist.« Tatsächlich hat Stefan Zweig wenige Jahre danach, 1931, einen Roman geschrieben, der in dieser Zeit spielt; darin zeigte er nicht nur das Absterben des bürgerlichen Mittelstandes im Jahre 1926 auf, sondern in bei ihm ungewohnt scharfen Konturen die sozialen Notstände, unter denen vor allem die als Jugendliche an die Front gerufenen Heimkehrer aus der Gefangenschaft zu leiden hatten. Doch er gab den Roman nicht zur Veröffentlichung frei - erst 1982 wurde er unter dem Titel ›Rausch der Verwandlung‹ aus seinem Nachlaß herausgegeben. Hier war das Erlebte im Rückblick fast noch Gegenwart. In einem anderen, Fragment gebliebenen Versuch eines Romans aus den letzten Wochen seines Lebens wird der große Abstand zu Details aus der dort geschilderten, auch von ihm selbst erfahrenen Zeit deutlich: »die Welt von 1902 bis zum Ausbruch des Krieges vom Erlebnis einer Frau gesehen«. Stefan Zweig hat diesen ersten Entwurf, den »Anfang der Tragödie«, nicht mehr ausgearbeitet. Unter dem Titel ›Clarissa‹ wurde der Text in einer vertretbar erscheinenden, geschlossenen, wenn naturgemäße auch nur nachempfundenen Form vom Herausgeber seiner Werke ediert.

»Unsere Zeit erlebt zu rasch und zu viel, um sich ein gutes Gedächtnis zu bewahren«, heißt es in ›Die Welt von Gestern‹. »Glückliche Menschen«, schreibt Thomas Brussig, ein Autor unserer Tage, »glückliche Menschen haben ein schlechtes Gedächtnis und reiche Erinnerungen.« Stefan Zweig modifizierte Ereignisse, indem er es »als die beste und fruchtbarste Möglichkeit erkannte, »etwas mir selbst Unerklärbares« - und also auch ein detail nicht mehr Gedächtnispräzises - »für mich zu erklären, indem ich es auch für andere gestaltete und darstellte«. Das wurde besonders notwendig, als er den Rückblick auf seine Zeit, die Erinnerungen eines Europäers, festzuhalten begann, mit nichts, »als was ich hinter der Stirne trage«, folglich »Exerzitien der Selbstreflexion, des Erinnerns« (Thomas Steinfeld) zu treiben. Das aber genügte ihm. Schon in seinen aufgrund der erzählerisch mitreißenden Kraft berühmten und noch immer viel gelesenen Biographien und Sternstunden der Menschheit tritt trotz aller detailfreudigen Recherchen in der literarischen Gestaltung »die im Schreiben sich verwirklichende Anverwandlung der Welt in den Vordergrund« (Werner Pfister). Das gilt in gewisser Weise auch für die Fixierung der selbsterlebten Zeit. »Denn«, bekannte er, »ich

betrachte unser Gedächtnis nicht als ein das eine bloß zufällig behaltendes und das andere zufällig verlierendes Element, sondern als eine wissend ordnende und weise ausschaltende Kraft. Alles, was man aus seinem eigenen Leben vergißt, war eigentlich von einem innern Instinkt längst schon verurteilt gewesen, vergessen zu werden.« Damit steht er, ohne sich etwas zu vergeben, zu den kleinen Ungenauigkeiten sowie den indirekten und direkten Selbstrechtfertigungen, über denen der intime Kenner der Stufen seines Lebens und der Entwicklung seiner Zeit bei der Lektüre der ›Welt von Gestern‹ eventuell zögernd einhalten könnte. Dies trifft ganz besonders auf die Jahre 1914 bis 1918 zu, in denen er, der Erinnerung nach, »vom ersten Augenblick [des Krieges] an als Weltbürger gesichert« gewesen sein will, indem er »dem plötzlichen Rausch des Patriotismus nicht erlag«. Dem entsprach damals auch der Tenor seiner persönlichen Briefe an die unabhängigen, pazifistischen, zukunftsorientierten, europäisch gesinnten Freunde; diese ihm durchaus zugehörige Haltung findet ihren Niederschlag in der in biblische Zeit reprojektierten dramatischen Anti-Kriegsdichtung ›Jeremias‹, die er 1915 begann und 1917 vollendete - für sie wählte er bewußt »die biblische Prosa statt des Verses«. Im krassen Gegensatz dazu steht seine dem Amt und dem tatsächlichen patriotischen Tribut verpflichtete Sprache in seinen Aufsätzen für das Pressedepartement des Kriegsministeriums, dem er gleich zu Beginn des Krieges »seine Arbeitskraft unentgeltlich« zur Verfügung gestellt hatte. Diese ihm ebenfalls zugehörige Seite, überhaupt das Gespaltensein zwischen Scheinanpassung und Bekenntnis, ließ er in seinen Erinnerungen unbetont - den Versuch einer Erklärung dieses Verhaltens hatte er seinem Freund Albert Ehrenstein bereits im August 1919 gegeben: »Ebenso wie ich unter Torquemada eine Scheintaufe angenommen hätte, um nicht verbrannt zu werden, habe ich Scheindienst angenommen.« Das zum Beispiel war offensichtlich »von einem innern Instinkt längst schon verurteilt gewesen, vergessen zu werden«.

»Wir haben Uns ein schlechtes Jahrhundert ausgesucht«, hat Stefan Zweig nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zum Jahresschluß 1918 an Raoul Auernheimer geschrieben. Fünfzehn Jahre später, nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland, bestätigte er diese Sicht gegenüber seinem amerikanischen Verleger Ben Huebsch: »Wir haben uns, lieber Freund, die dümmste Epoche der Weltgeschichte für unser kurzes Leben ausgesucht.« Und die Jahre wurden immer dunkler. Stefan Zweig hatte bereits 1933 »Angst um Österreich«, und durch die in der Folgezeit immer heftiger werdenden Anfeindungen vor allem gegen Juden war er in Sorge um seine Existenz, nicht zuletzt als Schriftsteller weiterhin im Lande anerkannt zu bleiben. Einige Jahre zuvor hatte er noch geschrieben: »Ich habe mir nie ein

stillzufriedenes Leben gewünscht: danken wir Gott, wenn es uns von Zeit zu Zeit um und um schüttelt.« Doch daß es derart schlimm kommen würde, hatte er nicht gedacht. 1934 ging er nach London. Mehr und mehr wurde er sich bewußt, wie wichtig es jetzt sein würde, Zeugnis abzulegen »für das, was historisch zwanzig Jahre und in Wahrheit tausend Jahre vor unserer Gegenwart liegt«. Für sich selbst sah er diese Aufgabe zunächst allerdings noch nicht; er rief René Schickele dazu auf. Als sein Verleger Anton Kippenberg, der aus Bremen stammte, ihm 1936 seine ›Geschichten aus einer alten Hansestadt‹ zusandte, reagierte er jedoch bereits mit einem individuell interessierten Unterton, der schon etwas von dem Eindruck des Vorbildhaften übermittelt: »Mögen Erinnerungsbücher ad personam etwas Betrübliches haben, weil sie doch eine milde Form der Alterserscheinungen darstellen und vielleicht auch eine Flucht aus schlimmen Zeiten in schönere sind, so bringen sie doch einer andern, einer nächsten Generation entscheidenden Gewinn und insbesondere, wenn so vollkommen wie in Ihrem Buche das Langweilige ausgeschaltet, das Persönliche transparent und unaufdringlich gemacht ist.« Es mag ein Zufall sein, aber als ihn George Schreiber aus Boston wenig später aufforderte, für einen Band Porträts und Selbstporträts ein knappes Bild von sich zu zeichnen, war er bereit, ihm entsprechend 1½ Seiten zu schicken. Wer will, kann darin eine weitgehend unbekannte, erste Skizze zur ›Welt von Gestern‹ sehen, wenn er liest: »Seit dem Kriege habe ich die Verpflichtung gefühlt, ausschließlich in einem Sinne zu schaffen, der unserer Zeit förderlich sein kann: durch Erhellung der Vergangenheit, durch Anruf an die Gegenwart, denn ich glaube, daß nur jene Leistung als gültig betrachtet werden kann, welche die Vereinheitlichung der Menschheit fördert und das gegenseitige Verständ-nis von Völkern und Nationen steigert.« Ganz allmählich machte er sich mit dem Gedanken vertraut, das selbst aufzuzeichnen, was er »nach einer so langen Lebensreise« - er war, als er dies äußerte, sechsfünfzig Jahre alt - zu erzählen habe, um so »in gewissem Sinne Zeugenschaft [zu] leisten nicht nur für Vergangenes sondern auch für Vergessenes«. Ein Versuch vielleicht, das eingangs erwähnte Wort seines Freundes Roger Martin du Gard zu widerlegen, daß das Jahrhundert nach einem durchlittenen und, 1939, bei einem bevor-stehenden Weltkrieg nicht mehr an den Menschen glauben könne. »Ein in diesem Sinn geistig dokumentarisches Buch scheint mir«, erklärte er, »weit wichtiger als das Erfinderische«, d.h. das fiktive Erzählen. Er stellte an der Jahreswende 1938/39 rhetorisch die Frage, ob es nicht sogar Pflicht seiner Generation sei, Autobiographien zu schreiben, »ein Bildnis Wiens und unserer Jugend zu geben [...] sie intensiv, also schöpferisch auferstehen zu lassen«. Jetzt begann er diesen »Abgesang jener österreichisch-jüdisch bürgerlichen Kultur« zu formulieren, »die in Mahler, Hofmannsthal, Schnitzler, Freud kulminierte«. Denn, so heißt es wörtlich, »man war kein

wirklicher Wiener ohne diese Liebe zur Kultur, ohne diesen gleichzeitig genießenden und prüfenden Sinn für die heiligste Überflüssigkeit des Lebens«. Und ergänzend postuliert er, die Übernationalität seiner Vaterstadt hervorhebend: »Nirgends war es leichter, Europäer zu sein [...].« Seine Schilderung wurde ihm jetzt nach eigener Einschätzung möglich, weil er den Untergang Österreichs, der im März 1938 in der Annexion durch Nazideutschland gipfelte, nicht unmittelbar vor Ort miterlebt und sich so, wie er meinte und es auch wollte, »ein reineres Bild in der Erinnerung« bewahrt hatte - er nannte es einen Segen »inmitten der fluchwürdigen Zeit«.

Bei den Überlegungen, die richtige Form für das geplante Buch zu finden, fiel ihm ganz offensichtlich spontan sein ursprünglicher Plan einer psychologisch orientierten Selbstdarstellung wieder ein. Das spiegelt sich in den ersten Titelnotizen: »Meine drei Leben« betont, nicht frei von Pathos, das eigene Ich; dies mutierte eine Zeitlang zu einem expressionistisch anmutenden »Wir«; danach kehrte es noch einmal zur eigenen Person zurück mit »Europa war mein Leben«, was heute nicht wenig exaltiert erscheint; es beruhigte sich etwas, möglicherweise in einer Fontane-Assoziation, zu »Die unwiederbringlichen Jahre«, wurde zu »Eine geprüfte Generation« bzw. »Unsere Generation« und schließlich zu »Die Welt von Gestern«. Diese Titelfindung ist ganz offensichtlich die Variante zu der eines Vortrags, den Stefan Zweig im August 1940 in Paris im Théâtre Marigny gehalten hatte - parallel zur Niederschrift der »Erinnerungen eines Europäers« - »Das Wien von Gestern«.

Seit er sich endgültig entschlossen hatte, die Jahre seines Lebens für die nachfolgende Generation zu rekapitulieren, kreisten seine Gedanken um die Möglichkeiten, ihre Geschichte und Geschichten überzeugend darzustellen. Zunächst schien er dabei erst einmal wieder in einen Roman ›Ungeduld des Herzens‹ auszuweichen. In einem Vorwort, in der Buchausgabe durch kursive Schrift entsprechend abgesetzt, wird ein ehemaliger kakanischer Ulanenoffizier eingeführt, der im Roman ein eigenes Erlebnis aus der Gesellschaft Österreich-Ungarns aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg psychologisch auffächern wird. Vor allem aber nutzt Stefan Zweig diesen Vorspann dazu, um mit der Nennung des Jahres der Niederschrift des Romans, 1938, darauf hinzuweisen, wie jetzt »fast jedes Gespräch in jedem Lande unseres verstörten Europa von den Mutmaßungen über Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines neuen Weltkriegs beherrscht war. Unvermeidlich faszinierte das Thema jedes Zusammensein, und man hatte manchmal das Gefühl, es seien gar nicht die Menschen, die in Vermutungen und Hoffnungen ihre Angst abreagierten, sondern gleichsam die Atmosphäre selbst, die

erregte und mit geheimen Spannungen beladene Zeitluft, die sich ausschwingen wollte im Wort.« Über diesen Roman verlor Stefan Zweig sein Erinnerungsbuch durchaus nicht aus seinen Gedanken - er schrieb seit einiger Zeit ohnehin meist gleichzeitig an zwei größeren Texten. So sehr ihn das, wie er es einmal nannte, Eigentliche seines Werkes, das fiktive, das freie Erzählen auch reizte, der Bericht von seiner vergangenen Zeit blieb ihm wichtig. Ehe er mit der detaillierten Arbeit daran begann, vertiefte er sich in die Frage, wie allgemeine Geschichte sich ihm selbst eigentlich darstellte. Gelegenheit, wiederum in einem Vortrag, darauf Antwort zu geben, fand sich. Er war zum Internationalen PEN-Kongreß, der im September 1939 in Stockholm stattfinden sollte, als Ehrengast eingeladen worden; aber kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 1. September wurde der Kongreß auf unbestimmte Zeit verschoben. Stefan Zweigs vorgesehener Beitrag war dem Thema ›Die Geschichte als Dichterin‹ gewidmet. Er setzte ihr Wesen gleich mit seiner Erfahrung, daß der »visionäre, der wahrhaft schöpferische Zustand [...] weder bei einem Einzelnen, noch bei ganzen Nationen jemals ein Dauer-, ein normaler Zustand werden« kann; so könne man auch von der Geschichte nicht »unaus-gesetzt und ohne Pause nur große, aufregende, erschütternde, ergreifende Gestalten und Geschehnisse fordern«. Gleichwohl empfand er sie als Führerin »durch den bunten Bilder-saal der Zeiten« - eine seiner eigenen Sprache voll entsprechende Metapher. Für uns, die wir seine danach entstandene ›Welt von Gestern‹ kennen, wirken solche Sätze wie eine Vorauserklärung auf die Art und Weise, mit der er uns seinen Rückblick auf die Welt der Sicherheit, auf Glanz und Schatten über Europa am Vorabend des Ersten Weltkriegs, auf die Zeit der gewalttätigen Auseinandersetzungen, auf den allmählichen Aufstieg und den Sonnenuntergang des unter Mühen wiederaufgebauten Zusammenlebens der Völker, auf das Incipit Hitler und auf die Agonie des Friedens übermittelt hat; von den späten Jahren des 19. Jahrhunderts über den Beginn des neuen, das, wie er schreibt, »eine neue Ordnung, eine neue Zeit« wollte, bis hin zum Untergang der individuellen Freiheit in Europa, bis hin zum Aufbäumen des Gewissens gegen die Gewalt, die die Menschheit schließlich in den Zweiten Weltkrieg führte. Hannah Arendt, die Soziologin und Politologin, geboren 1906 in Hannover, empfand es als einen »Fluch, in interessanten Zeiten zu leben«. Stefan Zweig war sich be-wußt: »Geschichte kann man nie genau reproduzieren - wer weiß denn ›die Wahrheit!‹ - wir müssen sie erfinden.« Die Geschichte als Dichterin wurde ihm Vorbild. »Allerdings«, hat er in jenem Vortrag für den PEN-Kongreß geschrieben, »allerdings, wer Geschichte verstehen will, muß Psychologe sein, er muß eine besondere Art des Lauschens, des sich Tief-in-das-Geschehnis-Hineinhorchens besitzen[...].« Damit rundet sich das bereits genannte Motiv einer Selbstdarstellung unter psychologischem Aspekt, zu

dem jetzt aufgrund der so massiv und aggressiv gewordenen Ereignisse und Umwälzungen das politisch historische kommt, das vom Autor ebenfalls Psychologie als Passion fordert. Hatte er bereits 1915 während des Ersten Weltkriegs das Gefühl: »Unbeschreiblich der jetzige Zustand, unmöglich das einer späteren Zeit je zu erklären«, und hatte er 1922 nach den Morden an Erzberger und Rathenau geklagt: »[...] wir werden keine friedliche Welt in Europa mehr erleben«, so wußte er 1933: »Uns bleibt kein anderes Mittel mehr, uns vernehmlich zu machen, als durch das Symbol«, wie er es 1935 mit ›Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam‹ und 1936 mit ›Castellio gegen Calvin. Ein Gewissen gegen die Gewalt‹ dann auch gegeben hat. Seine Bücher aber wurden in Deutschland und Österreich verboten und verbrannt. 1940, während er im Exil an seinem Erinnerungsbuch arbeitete, schrieb er einem Freund: »So ist (oder wird) mein Buch vielleicht eine Totenklage um die verlorene Humanität der früheren Welt.« Um so erstaunlicher klingt der letzte Satz seiner ›Welt von Gestern‹: »Aber jeder Schatten ist im letzten doch auch Kind des Lichts, und nur wer Helles und Dunkles, Krieg und Frieden, Aufstieg und Niedergang erfahren, nur der hat wahrhaft gelebt.« Jedoch es ist schwer, Licht und Schatten der Jahre in einem Lebensbericht in der Balance zu halten, möglichst objektiv zu sein, nicht zuletzt gegenüber sich selbst, Leistungen und Irrtümer so weit wie möglich getreu einzuschätzen und einzuordnen, damit nicht nur die Atmosphäre der Zeit, sondern auch ein wirkliches und wahrhaftiges Bild von ihr entsteht, in das das Autoporträt sich »ohne den mindesten Schatten von persönlicher Präpotenz« wie von selbst einfügt. Weitschweifigkeit ist vor allem beim Erzählen von Episoden zur Verlebendigung der Zeit nicht immer zu vermeiden. Stefan Zweig blieb sich dennoch des erwähnten Vorbildcharakters der Jugend-erinnerungen seines Verlegers bewußt, wonach »das Langweilige ausgeschaltet, das Persönliche transparent und unaufdringlich« sein soll. Er war schließlich überzeugt, daß man in keinem seiner Bücher wesentlich kürzen könne, hat allerdings gerade diesen Passus aus dem Manuskript seiner Erinnerungen wieder gestrichen - eine gewisse episodenhafte Breite war ihm offensichtlich letztlich wichtiger als diesbezügliche literarische Kritik. Vor der brauchte er sich nicht zu scheuen, weil er dabei, wie man in Frankreich sagt, sans noyer le poisson, ohne den Fisch zu ertränken, also ohne ein wirkliches Allzuviel vorgegangen ist. Für Autoren in der Emigration, die sich die letzten Möglichkeiten, ihre Bücher in der Originalsprache veröffentlichen zu können, nicht versperren durften, galt es, dabei besonders vorsichtig zu sein. Stefan Zweig brauchte, obwohl er seit dem Sommer 1939 während seines »heimatlosen Wanderns«, von England in die USA und weiter nach Brasilien, kontinuierlich an dem Manuskript arbeitete, bis Ende Oktober 1941, um seinem deutschen, ebenfalls im Exil, im neutralen Schweden lebenden Verleger Gottfried Bermann Fischer einen

großen Teil davon schicken zu können. Er selbst hielt sein neues Buch »persönlich für ein gelungenes und interessantes«; in seinem Begleitbrief wies er besonders darauf hin, daß es »keineswegs ein politisches Buch« sei; allerdings habe er es nicht vermeiden können, »daß die deutschen Verhältnisse und der Nationalsozialismus in den letzten drei Kapiteln mit in Erscheinung treten. Ich weiß nun nicht, ob das ein Hindernis ist für eine Publikation in Schweden, das doch immerhin unter Druck steht. Sie kennen mich genug«, fuhr er fort, »um zu wissen, daß ich mich nicht etwa in wüsten Beschimpfungen ergehe. Aber der Einbruch des Nationalsozialismus in unser Leben, die Verfolgung, die wir erlitten haben, aus einer Selbstdarstellung auszuschalten, hieße sie verlogen machen.« Stefan Zweig griff dabei auf eine Methode zurück, die von ferne an die »Bioi paralleloi« des griechischen Historikers und Philosophen Plutarch erinnert, der, ebenfalls ein Mittler, im römischen Kaiserreich gelebt und gewirkt hat. So stellt Zweig beispielsweise seinem Erzählen von Paris, der »Stadt der ewigen Jugend«, wie er sie zu Beginn des Jahrhunderts erlebt hat, ihre Erniedrigung durch die Stulpenstiefel der nationalsozialistischen deutschen Soldaten, die jetzt, im Sommer 1940, durch die Bistros und Cafés stapfen, gegenüber - die Erinnerung an die Glanzzeit konfrontiert er so mit seiner Gegenwart. Indem er das augen-blickliche Geschehen während der Niederschrift seines Rückblicks und politische Zeit-bezüge, die er den öffentlich zugänglichen Nachrichten entnimmt, überdeutlich, ja dezidiert benennt und mit den Bildern seiner Erinnerung verbindet, konturiert er einzelne Eindrücke, läßt sie schärfer hervortreten. Damit will er die Authentizität seines Berichtes belegen, wenn auch die Verbitterung des Exilierten, des wie Alfred Polgar »unheilbaren Europäers« - ob bewußt oder nicht - gerade auf diese Weise besonders deutlich wird. Damit ist vorbestimmt, daß die Betrachtung des für ihn wie für seine Freunde verlorenen Kulturraums Österreich und Deutschland nicht ohne Emotionalität bleiben kann; passagenweise wird er ironisch, bitter, ja zynisch; es ist zudem für ihn als Vertriebenen und von seinen Büchern Getrennten nicht möglich, eine auf archivalische Materialien gestützte Dokumentation der vergangenen Jahrzehnte zu geben, und so kann er bei aller Bemühung um Genauigkeit ein fast in allem, Früheren lediglich erinnertes Bild des Erlebten wiedergeben. Dazu kommt der ihm eigene Impuls, im Bewußtsein der schlimmen politischen, kriegsgefährlichen Situation in Europa das Land seiner Herkunft und die Vaterstadt Wien, die Zeit vordem, in der er in einer Welt der Sicherheit aufgewachsen war und in der er seine ersten schriftstellerischen Erfolge feiern konnte, in besonders hellem, wenig harschem Licht erscheinen zu lassen - obwohl er einem Freund gegenüber beteuert, es seien »törichte alte Knaben, die von der guten alten Zeit reden«. Das birgt eine Gefahr in sich, auf die in vergleichbarem Zusammenhang der kubanische Schriftsteller Alejo Carpentier,

Jahrgang 1904, hingewiesen hat: »Und wie in einem Blitz erkenne ich, daß man gegen seine Epoche nicht leben kann, daß man auf eine Vergangenheit, die in Flammen aufgeht und einstürzt, nicht sehnsüchtig zurückblicken kann, weil man sonst Gefahr läuft, zur Salzsäule zu werden.« Stefan Zweigs erste Frau Friderike, mit der er seit ihrer Scheidung von ihrem ersten Mann 1912 zusammengelebt, die er 1920 geheiratet hatte und von der er 1938 geschieden worden war, ohne den freundschaftlichen Kontakt zu ihr zu verlieren, sah dies, auf sein Abbilden des Wiens von Gestern bezogen, ähnlich. Sie riet ihm, das zunächst fast nur einseitig positiv gezeichnete Leben in der kakanischen Hauptstadt zu korrigieren. Wenn man, nicht zuletzt von ihr aus gesehen, bedachte, daß im alten Österreich Frauen trotz mancher äußerlichen Veränderung, etwa in der allmählich freier werdenden Kleidermode, Beschränkungen z.B. in der Berufsausbildung oder bei der Zulassung zu Künstlervereinigungen auferlegt, daß sie etwa zum Aktstudium an der Akademie der Bildenden Künste nicht zugelassen waren, daß, generell gesprochen, eine Unterscheidung in »eine naturgegebene weibliche Natur und eine männliche Kultur« (Peter Gorsen) die Gesellschaft bestimmt hatte, wurde das Korrektiv einer auch diesbezüglich allzu schön wiedergegebenen Zeit notwendig. Stefan Zweig folgte dem Hinweis, nahm die entsprechenden Kapitel noch einmal auf, überarbeitete und ergänzte sie, fügte vor allem in das fast schon abgeschlossene Manuskript das deutlich und zugleich dezent gehaltene Kapitel ›Eros Matutinus‹ ein, das vielen Lesern als das gelungenste des ganzen Buches erscheint.

»Jeder schreibt seine eigene Geschichte der Weltereignisse« (Henry Miller), und jeder hat seinen eigenen Stil - Stefan Zweig schrieb zuweilen elegant, immer aber flüssig und biegsam, bis zur grammatikalischen Eigenwilligkeit. Anlässlich seines 10. Todestages, 1952 - Stefan Zweig hatte sich zusammen mit seiner zweiten Frau Lotte am 23. Februar 1942 in Brasilien das Leben genommen - befand Thomas Mann: »Sein literarischer Ruhm reichte bis in den letzten Winkel der Erde.« ›Die Welt von Gestern‹, Stefan Zweigs Erinnerungsbuch, erschien postum erstmals im September 1942 im deutschen Exilverlag Bermann-Fischer in Stockholm - seither wurde es in 22 Sprachen übersetzt. Man möchte ihm wünschen, daß es auch in Zukunft einen ähnlichen Effekt hat wie jenen, den der englische Regisseur Peter Brook einmal auf Reisen beobachtet hat: »Wenn der Geschichtenerzähler in einem afrikanischen Dorf zum Ende seiner Geschichte kommt, legt er seine Handfläche auf den Boden und sagt: ›Ich lege meine Geschichte hier hin.‹ Dann fügt er hinzu: ›Damit ein anderer sie irgendwann wieder aufnehmen kann.«

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2006